über das ungemütliche Gasthausessen klagte und auf ihren Rat „Heiraten Sie!“ entsetzt ausrief „Nie“, der Gedanke einer gemeinschaftlichen Wirtschaft. Er stand ihr nahe wie ein Bruder. Warum sollten sie nicht zusammen in Kameradschaft leben. Sie sprach ruhig mit ihm über den Plan. „Sie wissen, daß ich Wolf nie vergessen, nie einen andern Mann lieben kann, aber die Einsamkeit quält mich. Sie entbehren die häusliche Behaglichkeit wollen aber nicht heiraten. Wie wäre es, wenn wir zusammen Wirtschaft führten? Spricht nicht alle Vernunft dafür?“

„Ja, aber“, er hatte noch nicht recht begriffen, „was würden die Leute davon denken?“

„Ja, die Leute! Daß man zu feige ist, ihrem Gerede nicht zu trotzen! Man müßte schon das Opfer bringen, sich standesamtlich trauen zu lassen, was an dem rein kameradschaftlichen Verhältnis nichts ändern würde. Es ist nur ein Bedenken. Wenn Sie später einer Frau begegneten, die Sie lieben und heiraten möchten . . .“

„Das ist ausgeschlossen“, unterbrach er sie heftig, „aber trotzdem, — Rita, wie können Sie solch jämmerliche Komödie von mir verlangen!“

Er ging hastig fort und kam am nächsten Morgen wieder, sich mit allem einverstanden erklärend.

Die Zeit bis zur standesamtlichen Trauung verging schnell, und heute begann das neue Leben. Sie aßen mittags und abends zusammen, sie gingen in Gesellschaften, Theater und Konzerte. Am gemütlichsten waren die Abende an denen Heinz vorlas oder Rita zum Gesang begleitete. So verging Monate in ungetrübter Harmonie. Lachend sagte die junge Frau eines Abends: „Da redet man immer davon, daß Freundschaft zwischen Mann und Frau unmöglich sei. Liefern wir nicht den schlagendsten Gegenbeweis? Aber freilich wir sind beide gegen die Liebe gefeit. Mein Herz ist bei meinem lieben Toten, und Dich hielt eine hoffnungslose Liebe vom Heiraten ab.“

Den bittern Ausdruck in Heinzens Gesicht gewahrend, fügte sie sanft hinzu: „Verzeih, wenn ich eine noch schmerzende Saite in Deinem Innern berührte. Armer, lieber Freund!“ Sie strich ihm zart und mütterlich über die Stirn.

Leidenschaftlich packte er ihre Hände. „Rita, Rita, Du wirst mich nie verstehen!“ stöhnte er und stürzte aus dem Zimmer. —

Seit diesem Abend war der Mann verändert. Eine seltsame Unruhe hatte ihn gepackt. Er mied jedes gemütliche Zusammensein, blieb kaum noch zu Hause. Bald wußten geschäftige „Freunde“ Rita mitzuteilen, daß ihr Mann bei Maria Lücken täglicher Gast war, die vor kurzem als reiche Witwe in ihre Vaterstadt zurückgekehrt.

Maria Lücken. Sprach man nicht einst davon, daß Heinz und Maria sich liebten und nur ihre Mittellosigkeit sie trennte? Nun war Maria reich und frei, und sie, Rita, hatte mit ihrem törichten Vorschlag Heinz gebunden; diese Scheinehe mußte so bald wie möglich gelöst werden. Und dann — würde sie wieder einsam sein, einsamer als je zuvor.

All die fröhlichen, glücklichen Stunden der letzten Monate zogen vor ihren Augen vorüber. Jetzt, in der Stunde des Scheidens, wußte sie plötzlich, daß sie Heinz liebte, daß ihr ganzes Sein mit ihm zusammen hing. Zu spät wurde sie sehend. Nein, nicht zu spät, es hätte auch früher nichts genützt. Er liebte Maria. Eine Lebende vergißt man schwerer als eine Toten. Nun sollte er wenigstens glücklich werden.

An einem der nächsten Tage sagte sie ihm daß sie dies unmögliche Verhältnis lösen müßten.

„Welches Verhältnis?“ fragte er erstaunt.

„Nun, unseres. Ich weiß, daß Du Maria Lücken liebst. Du sollst frei und glücklich werden. Ich.“ — Ihr Mund sprach nicht weiter, aber ihre Augen taten es. Heinz verstand diese stumme Sprache. Er sprang auf, und sie fest an sich ziehend, fragte er zärtlich: „Und wenn ich diese Freiheit gar nicht wünsche, wenn sich mein Glück nur bei Dir finden kann?“

Sie blieb ganz still in seinen Arm geschmiegt. „Aber Heinz, Maria ist doch Deine unglückliche Liebe.“

Er lachte fröhlich auf. „Nein, meine unglückliche Liebe warst Du. Willst Du jetzt meine glückliche sein?“

„Warum hast Du mir das nie gesagt?“

„Du liebtest Wolf und ließest mich beiseite stehen. Sprach ich ein Wort, mußte ich fürchten, Dich ganz zu verlieren. Dieses Zusammenleben mit Dir schien mir die letzte Hoffnung, Dich zu gewinnen. Aber Deine kühle Freundlichkeit, Deine unvergessene Liebe zu Wolf brachten mich zur Verzweiflung. Ich floh Dich und das Haus.“

„Und gingst zu Maria.“

Er zog sie fester an sich. „Es war mein allerletzter Versuch, Dich zur Erkenntnis zu bringen.“

„Pfui, Heinz“, sie wolle sich gegen ihn auflehnen, aber er verschloß ihr den zürnenden Mund mit einem Kuß.

Da hatte sie keine Widerrede mehr.

—⊙—

Die Fischer von Svendalank

Skizze von Karl Maria Ortwin.

Gewölk am Romsdahlhorn. Die See wird grau und fahl; kräuselt die Wellen, setzt ihnen weiße Kämme auf. Der Wind zaust Terjas Bart.

„Gruß, Vater!“ sagt Sven.

„Hast Du gefangen?“ fragt der Alte.

„Nichts!“

„So laß das Boot! Heute haben wir bessere Arbeit.“

„Muß noch zur Gret, Vater.“

„Nach Otterö? Bist Du von Sinnen?“

„Nein! versprach's.“

„Den Teufel auch! Ich brauche Dich! Andere Opfer soll die Nacht heute an den Klippen zerschellen!“

„Ihr wollt wieder . . .?“

„. . . dem Pfarrer von Otterö drüben Leichenarbeit geben! Und uns frommen wohl auch die Schätze, die morgen das Meer ans Land spült. Siehst Du den Sturm nicht?“

Sagt's und nimmt die Netze aus dem Boot wirft sie zur Seite. Die Segel rollt er ein. „Willst Du nicht mit anpacken, Junge? Flink! Den Kiel auf die Düne gezogen!“

Sven weiß, daß es einer nicht schafft. Wie aber käm er dann zu Gret, zög er das Boot jetzt mit heraus? Und doch! Gegen den Vater ist nichts zu erzwingen.

Der Alte hat die Rollen zurecht gelegt. Hart knirscht der Sand, wie sie das Boot aus dem Meer heben. Dann raufen sie trockenes Gras aus. Haufen schichten sie davon auf den Dünen. Wie viel Schiffe sie schon ins Verderben brachten? Die Hügel könnten's erzählen rings im Sand: aber Gräber sind stumm. —

Der Abend kommt. Leise zündet Terje Feuer an. Die falsche Glut brennt auf; richtet das Steuer der Schiffe draußen; sie nähern sich . . . zerschellen . . .

Terja nimmt die Netze und geht. Sven folgt langsam. Wenn er jetzt wieder umkehrte! Das Boot müßte er allein auch — doch nein!

Die Sage ging von Sven, daß einst unter seinen Fäusten die Planken am Boot zersprangen. Schon im Mutterleib trug ihn das Meer und hatte bis jetzt ihn immer getragen. Stark war er, Sven!

Gret, die Tochter des Pfarrers von Otterö hat ihm gesagt: „Komm heute!“

„Ja, ich komme.“ Eigentlich ist er ja so viel weniger als Gret. Aber er hat sie immer lieb gehabt.

Sven zögert. Ein Gedanke kriecht ihm durchs Herz. Seine Füße tragen ihn nicht weiter. Etwas will nicht in ihm.

Der Vater ist jetzt ins Haus getreten. In den Abend zucken grellrote Streifen; wie Schatten lodern sie auf. Sven dreht um Läuft, was er kann. Zur Düne kommt er zurück. Die Feuer kann er nicht mehr löschen: aber das Boot! Mit beiden Armen greift er zu, rollt es wieder in die spritzende See.

Schwarz bricht das Dunkel über die Fjorde. Mit der Nacht steigt die Flut mächtig an. Und hinter der Flut zieht tobend der heulende Sturm nach. Aus Norden kommt er. Treibt das kleine Schiff — wohin?

Sven kennt das Meer und die Küste. Wie oft fuhr er doch hinüber nach Otterö! Mit kundiger Hand steuert er eben an den letzten Klippen vorüber. Sturmschwalben und Möwen fliegen kreischend auf. Zum Ramsfjord treibt weißer Schaum auf den Wogen.

Da wieder grelle Feuerstreifen in der Nacht! Diesmal schneiden sie wie Messer durch die Luft: Der Leuchtturm von Otterö klangsam dreht er sein Haupt. Und Sven hißt er, das Meer um ein Opfer zu betrügen.

Der junge Fischer wendet kurz den Blick; von den Feuern drüben auf Svendaland sieht er nichts mehr. Die Klippen von Otterö schieben eine schwarze Wand dazwischen.

Aber da vorn blitzt jetzt ein Licht ins Dunkel. Näher und näher kommt es. Deutlich schreibt es weiße Zeichen in die Nacht: Das ist Gret! —

Sie gehen die leere Hafenstraße entlang. Der Sturm peitscht ihren Rücken.

„Ich muß zur Nacht bleiben, Gret.“

„Der Vater weiß, daß Du kommst, Sven.“

Sie haben das Haus an der Kirche erreicht. Dem jungen Fischer ist zum Sterben weh. Seine Gedanken weilen in Svendaland. Da hockt der Alte. Die Lampe brennt verrußtes Licht. Und draußen schlägt sich das Meer an den harten Klippen das hungrige Maul wund. Aber Hunderte hat es schon verschlungen.

Sven ist stehen geblieben. Durch die Luft klingt ein fremder Ton — — —

„Was ist Dir, Sven?“

„Die Sünde — Du weißt, Gret, der Vater — mein Vater — — — und heute — diese Nacht wieder . . .!

Sven preßte die harten Glieder an die harte Mauer. In seinem Blute verkrampft heiseres Schluchzen. Und er weint, der Sven, weint wie ein Kind. —

In Svendaland schleudern die Wellen nagenden Gischt an die Küste. Regen schauert auf die weichen Dünen. An den niedrigen Hügeln wühlt die Flut. Schauerlich scharren ihre Hände den Sand von den Totengärten.

Da dröhnt's an die Tür der düsteren Fischerhütte mit dumpfen, schauerlichen Schlägen. An der Hauswand scharrt es rauh; stößt mit hartem Krachen dagegen. Grell leuchtet ein Blitz ins Zimmer. Ein Windstoß heult durch den Schlot. Die Tür zersplittert. Wasser stürzt rauschend herein. Und auf dem Wasser kommt es schwarz: ein offener Sarg von den Dünen; von der Flut hereingewirbelt; vom Wogengedränge ins Haus des Mörders getragen.

Wild schreit Terja auf. Bricht zusammen. Stürzt neben der Leiche hin. Die Nacht draußen ist nicht kälter als seine bleichen Lippen. —

Am anderen Morgen kommt Sven mit Gret und dem Pfarrer von Otterö hierher. Doch nur noch die Sage von Svendaland webt ihnen entgegen. Wo Terjas Hütte stand, rollen die Wogen. Eine Möwe findet ihr Dünennest nicht wieder.

Sven wendet stumm das Schiff. Seine Augen schillern feucht. Aber seine Hand steuert den Kiel, der ihn vor dem Verderben gerettet. Steuert des alten Schiffers Boot der neuen Heimat zu.

—⊙—

Kleiner Irrtum.

Kommt ein kleiner Bub in einen Buchladen. „Ich wollte mal fragen, was das Buch „Wie man Männer fesselt“ kostet, das Sie im Schaufenster haben.“

„Das ist aber doch gar kein Buch für dich, mein Junge. Was willst du denn damit?“

„Ich möchte es so gern meinem Papa zu Weihnachten schenken, der ist nämlich bei der Schupo!“

*

Er kann nichts dazu.

Im fünften Stock wohnte der Lehrer. Dahin zielten die Steine des kleinen Emil.

Sie trafen aber nur bis zur Höhe des dritten Stockwerks. Mitten in die Scheiben.

Die Bewohner dieses Stockwerks fingen ein wüstes Schimpfen an.

„Ich kann nichts dazu“, äußerte Emil seelenruhig von unten. „Höher komme ich nicht. Geben Sie es doch bitte weiter. Guten Abend.“

*

Schlau.

Ein Verkäufer hatte einem Negerfarmer einen Motorpflug verkauft, aber lange auf Bezahlung warten müssen. Schließlich suchte er ihn persönlich auf. Auf seine joviale Bemerkung: „Nun, Onkel Jim, wie denkst du über die Bezahlung?“ erwiderte der Neger: „Ich soll bezahlen? Sie haben in Ihrem Prospekt doch versichert, daß sich die Maschine selbst bezahlt macht.“

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Santz, Altena.

DER ERZÄHLER
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung
Nr. 5 Samstag, 1. Februar 1930

Abenteuer im Warteraum

Skizze von Julius Knopf.

In dem nüchternen Warteraum des Bahnhofs der kleinen Umsteigestation standen zwei braune Koffer, die sich zum Verwechseln ähnlich sahen. Der eine Koffer gehörte Herrn Ludwig Süßner, einem jungen Manne, etwa Mitte der Zwanzig. Der andere Koffer war Eigentum einer schönen Frau, etwa Mitte der Dreißig. Sie saßen am selben Tisch, tranken dünnen Kaffee und warteten auf den Zug, der sie weiter führen sollte.

Da geteilte Langeweile halbe Langeweile ist so verhielt sich die elegante Dame nicht ablehnend, als Herr Süßner eine Unterhaltung begann. Er sprach zuerst vom Wetter, das sich so regnerisch anließ, dann von den schlechten Zugverbindungen, die einen nötigten, in solch einem öden Raum kostbare Stunden zu verbringen.

So kamen sie ins Gespräch. Als Weltmann stellte sich Süßner vor. Wenn er aber gehofft hatte, auf diese Weise den Namen der schönen Unbekannten zu erfahren, so sah er sich grausam enttäuscht. Sie schwieg sich aus. Er nannte sein Reiseziel. In Rheinsberg wollte er sich einige Tage aufhalten.

„Und wohin fahren Gnädigste?“ fragte er gerade heraus.

„Nach Neustrelitz“, erwiderte sie.

„Also nach Neustrelitz“, sprach er gedankenlos nach; und überlegte währenddessen, ob sie eine verheiratete Frau sei. Sie hatte die Handschuhe wieder angezogen und er die Gelegenheit verpaßt, den Ringfinger der rechten Hand auf „Fräulein“ oder „Frau“ zu beäugen. Das war nun nicht mehr zu ändern. Schließlich erschien es ja auch gleichgültig, ob er sich mit einer verheirateten oder unverehelichten Dame unterhielt. Jedenfalls war sie entzückend und er von ihr glattweg begeistert. Gern hätte er mit ihr angebändelt.

Die Unterhaltung plätscherte weiter. Süßner wurde immer begeisterter. Da fuhr der Zug ein, der in drei Minuten nach Neustrelitz weiter dampfen sollte. Schneller Abschied — die Dame griff nach dem Koffer, und ohne die angebotene Hilfe des liebenswürdigen Herrn abzuwarten, eilte sie davon.

Mißmutig blieb der Verlassene zurück. Er schalt sich einen Pedanten, daß er seinem Reiseziel treu geblieben war und nicht rasch einen Fahrschein nach Neustrelitz gelöst hatte, um mit der reizvollen Frau zusammen zu bleiben. Denn sein leicht empfängliches Herz stand in hellen Flammen. Trotz der Kürze der Bekanntschaft. Vielleicht hätte sich doch noch etwas daraus entspinnen können, aber nun war es zu spät . . .

In Rheinsberg goß es in Strömen. Was zur Verbesserung seiner Stimmung keineswegs beitrug. Er ging ins Hotel, ließ den Koffer auf sein Zimmer tragen und verbrachte der Abend einsam im Speisesaal. Um Aerger und Mißstimmung zu verabschieden, ließ er eine Flasche Liebfrauenmilch anfahren. Aber auch der gute Wein verbesserte nicht seine schlechte Laune. Schließlich suchte er sein Zimmer auf.

Als er den Koffer öffnete, um die notwendigen Sachen für die Nacht heraus zu nehmen blieb er entgeistert stehen. Äffte ihn ein Spuk? Litt er an Sinnestäuschungen? Waren es die Wirkungen des feurigen Rheinweines? Aus dem Koffer strömte zarter Flieder duft! Berückende Hemdhöschen, zarte Spitzen, ein Paar allerliebste Seidenpantöffelchen und ein orangegelber, mit schwarzen Ornamenten bestickter Schlafanzug boten eine geradezu aufreizende Augenweide. — Er faßte sich an die Stirn. Kein Zweifel — eine Verwechslung der Koffer!

In der Eile hatte die Dame den seinigen genommen.

Jetzt galt es also, den Namen und die Adresse der schönen Unbekannten zu ermitteln, um die Koffer auszuwechseln.

Wohl war Ludwig Süßner kein Mann roher Rücksichtslosigkeit, aber in diesem Falle erschien sie ihm geboten. Darum durchsuchte er den weiteren Inhalt des Koffers. Und siehe da! In einem eleganten Ledertäschchen fand er eine Anzahl Besuchskarten: Margret von Schlenken.

Mit dem Spürsinn eines Filmdetektive durchschnüffelte er den Koffer weiter. Da hatte er's. Ein Briefumschlag an „Frau von Schlenken“. Also doch eine verheiratete Frau! Tat nichts. Um so besser für ein kleines Abenteuer. — Vielleicht war sie gar verwitwet. Auf dem Briefumschlag ein gedruckter Hotelname. Nun wußte Süßner, wo Frau von Schlenken in Neustrelitz abgestiegen und wo sie zu finden war. —

In bester Stimmung legte er sich zu Bett. Ohne Schlafanzug, aber auch ohne Aerger. Und er träumte von der schönen Frau Margret und von dem orangegelben Pyjama im Koffer. —

Am anderen Morgen fuhr der unternehmungslustige, junge Mann mit dem ersten Zuge nach Neustrelitz, wo er sofort das Easthaus aufsuchte, das die schöne Frau und seinen Koffer barg.

Er klopfte an. Ohne den Hereinruf abzuwarten, öffnete er hastig die unverschlossene Tür und trat ein.

Ein athletisch gebauter Mann stürmte auf ihn zu. „Herr, was wollen Sie in unserem Zimmer?“ Ludwig Süßner kam gar nicht dazu, ihm zu antworten, denn schon brüllte der Herr eine Dame an, die am Fenster stand — es war die schöne Unbekannte —: „Ha, also das ist der Mensch, von dem Du behauptest, mit ihm sei Dir die sogenannte Kofferverwechslung passiert. Um Ausreden seid Ihr Frauen ja nie verlegen. Jetzt reißt Dir der Bursch auch noch nach.“

Frau Margret wollte etwas erwidern. Aber ehe sie in ihrer Ueberraschung überhaupt ein Wort zu sagen vermochte, hatte der aufgebrachte Mann den armen Süßner mit einem Kinnhaken zu Boden gestreckt und den Koffer ergriffen, den er hastig öffnete.

Neues Gebrüll, als er darin die Kleidungsstücke seiner Frau entdeckte. Ludwig Süßner lag noch völlig betäubt am Boden, als ihn der robuste Athlet ergriff und wie ein Kleiderbündel zur Tür hinaus warf. — Kurz darauf gerade als Herr Süßner im Begriff war, sich aufzurichten und seine ausgeschlogenen Zähne zu sammeln, öffnete sich die Tür nochmals, und an den Kopf flog ihm der Koffer. Sein richtiger Koffer.

Zu welchem Abschluß die Auseinandersetzungen zwischen den Ehegatten gelangt sind, das ist Ludwig Süßner nie bekannt geworden. Er war auch durchaus nicht neugierig, sondern beeilte sich, aus Neustrelitz fortzukommen. Um jedoch für kommende Fälle gerüstet zu sein, hat Ludwig Süßner Portunterricht genommen. — Man kann nie wissen!

—⊙—

Der Preisträger

Skizze von Hedwig Teichmann.

Clementine stieg müde und schläfrig die Treppen zu ihrem Gästezimmer empor, während unten der Lärm des Verlobungsfestes weiterklang. Die klösterlich Erzogene war des ihr Treibens ungewohnt. Die Mutter hatte es auf der Zeit gefunden, sie endlich in die Welt einzuführen, und tat dies an dem Verlobungsfeste der Freundin. Der Wiener Kongreß verwandelte danach das Blut der großen Gesellschaft in prickelnden Sekt. Die Wellen des großen Vergnügungsrausches schlugen bis in die fernsten Provinzen. So tat man es auch hier den Großen nach und machte aus dem Verlobungsfest ein tolles Karnevalstreiben, in dem sich Clementine nicht zurecht finden konnte. Als sie ihr vom Mondlicht durchdämmertes Zimmer betrat, zuckte sie jäh zusammen; denn ihr war, als gleite die Gestalt eines Mannes auf den Balkon hinaus. Sollte sie um Hilfe rufen? Aber vielleicht hatte sie sich getäuscht? Man würde sich am Ende über sie lustig machen. Voll Mut betrat sie den Balkon, der knapp an den nächsten stieß. Die Zimmer logen im zweiten Stock des großen Landschlosses. Immerhin wäre es einem Kühnen möglich, an den Säulen und Balkonen in die Höhe zu klettern. Der Park lag ganz einsam, es war nichts zu hören und zu sehen. Sie lächelte über ihre Täuschung, nahm den kostbaren Familienschmuck ab, den sie heute zum erstenmal getragen hatte, und entkleidete sich. Dann sprach sie ihr Nachtgebet und schlummerte ein. In der Nacht schien es ihr einmal, als sei jemand im Zimmer und beuge sich über sie. Aber der genossene Wein hatte sie wohl so betäubt, daß sie nicht zu klarem Bewußtsein kam.

Am nächsten Morgen lief wie ein Feuer die Nachricht durch das Haus: Einbrecher haben das Haus in der Nacht heimgesucht und große Schätze erbeutet. Auch Clementines Schmuck fehlte. Sie machte sich bittere Vorwürfe. Warum hatte sie nicht gleich beim Erblicken des Schattens alle zusammen gerufen?

Am Abend fand der große Maskenscherz statt. Der Park war in einen Feenhain verwandelt. Niemandem sah man mehr Schreck und Bestürzung an. Alle schienen sorglos das Leben zu genießen. Nur Frau v. Trotzberg, Clementines Mutter, saß in stummer, verzweifelter Qual. Sie war Witwe und nicht begütert. Ihr bedeutete der Verlust ein großes Unglück. Doch Graf Tomsky tröstete sie liebreich. Er bemühte sich ganz offen um die Gunst ihrer Tochter. Ach, hoffentlich war die so vernünftig, den nicht mehr jungen und etwas unscheinbaren Freier anzunehmen. Die alte Freifrau suchte in dem Maskengewühl ihre Tochter, die als Griechin gekleidet war, als die schönste von allen galt und voraussichtlich die weibliche Preisträgerin wurde. Endlich sah Frau v. Trotzberg ihr Kind. Es schritt am Arm eines reich gekleideten Inders, den niemand kannte. Er zog aller Blicke auf sich, nicht allein wegen seines schönen Kostüms, viel mehr noch wegen der besonders vornehmen Art, mit der er es trug. Der Sohn des Hauses erfüllte die Aufgabe, alle Masken zu kontrollieren. Der Fremde hatte einen bekannten Namen geflüstert und ein wenig die Maske gehoben. Seine Züge verrieten große Vornehmheit, so daß alsbald heimlich die Kunde herumlief, unter der Maske berge sich ein hoher Herr, der sich einmal unerkannt als Mensch unter Menschen vergnügen wollte. Er tanzte nur mit Clementine, die er nicht aus seinen Armen ließ. Graf Tomsky sah ihr betrübt nach. Der Mutter aber schwellten kühnste Hoffnungen das Herz. Am Ende öffnete sich da ein glänzender Weg in die Zukunft? Was galt da der gestohlene Familienschmuck? Oder der ältliche, unscheinbare Graf? Als sie ihre Tochter später suchte, war sie verschwunden. Der dunkle Park hatte das schöne Paar in seine schützenden Arme genommen. Nun ergriffe sie Angst um ihr unschuldiges Kind. Heftig begann sie zu forschen und fand die beiden endlich hinter einer dichten Taxushecke. Ein Liebespott deckte schalkhaft lächelnd seine Hand vor eine blaue Laterne, so daß das gedämpfte Licht nur unklar auf zwei Menschen fiel, die sich im höchsten Glück innig an den Händen hielten. Sie

Wird der Zeppelin

Die Bedeutung

Der ganze Stolz der deutschen Zeppeline, das akutes Stadium Rechtfertigungsfeiern Meinungsaustausch ständlich ist Nobile Führer des Luftschiffes „Italia" Fachleute mit Ausnahme Rettungsexpedition Fachleute Bedenken Handhaben Leute Nutzen

Blumenwinternest

Draußen da feget ein eisiger Wind,
nun mußt du frieren mein Blumenkind.
Schneeflöckchen, liebes, komm, decke zu,
mein kleines Blümchen zur Wintersruh.

Wenn dann der Frühling ist wieder da,
sagt auch mein Blümchen: „Da bin ich ja."
Wohl hats geruhet im weichen Nest,
Schnee hats behütet aufs allerbest.

W. M.

hatten die Masken abgelegt und sahen einander in die Augen. Beide trugen eine rote Rose an der Brust. Frau v. Trotzberg hatte nicht das Herz, sie zu stören, und zog sich lautlos zurück . . .

Die Zeit der Demaskierung nahte heran. Alle fanden sich an dem dafür bestimmten Punkt ein: eine breite Marmorsäule, darauf die beiden Silberpreise standen. Laut wurde verkündet, daß die Griechin und der Inder die Preisträger seien. Clementine empfing still die köstliche Schale. Der Pokal gehörte dem Preisträger. Doch der war nicht da. Man rief, suchte nach ihm, er blieb unauffindbar. Da ging ein verstehendes Lächeln durch die Reihen der Gäste: Der hohe fürstliche Herr wollte unerkannt bleiben, hatte sich nur ein paar Glücksstunden gestohlen und war wieder zu seinen Pflichten zurück gekehrt. Frau v. Trotzberg stand neben ihrer tief erblaßten Tochter und raunte: „Sei nicht besorgt, Kind, vielleicht kommt er zurück. Liebe durchschwimmt oft die breitesten Flüsse." Traurig stand Graf Domsky beiseite.

Der Gesellschaftszwang verlangte von Clementine noch ein paar Stunden erlogener Freude. Aber dann zog sie sich in ihr Zimmer zurück, um alle Seligkeiten des Abends noch einmal durchzukosten. Hatte die Erde Raum für dies Neue, das in ihr Leben getreten war? Plötzlich zuckte sie zusammen? Auf dem Tisch lag der Familienschmuck, daneben eine welke Rose, die an eines Inders Brust geglüht hatte. Ein Zettel lag daneben: „Ein Unwürdiger bittet um Vergebung. Er wird versuchen, ein neues Leben zu beginnen, den Weg zu suchen, den reinste Unschuld wies, eine Unschuld, die den größten Räuber seiner Zeit vor Bösem bewahrte." Mit leisem Stöhnen brach Clementine zusammen . . .

Sie wurde später die Gattin eines kleinen Fürsten und zeigte ein helfendes, warmes Herz und verzeihende Liebe für Menschen, die den Weg verfehlt hatten.

—o—

Am Kamin

Skizze von Joh. Edward Brandt.

Professor Banner war Sinologe. In den Tagen der Blüte, als das Orientalische Seminar der Universität Berlin das Zentrum der des Studiums der exotischen Sprachen Beflissenen für ganz Europa bildete, hatte das Preußische Kultusministerium ihn, den ersten Kenner des Chinesischen, an den Strand der Spree berufen, und so bewohnte er denn jetzt schon seit reichlich zwei Jahrzehnten die kleine Ville „Adele", die draußen in Steglitz am „Fichtenberg" lag.

Und das nicht ohne tieferen Grund. Professor Banner war trotz seiner Gelehrsamkeit kein Büchermurm. Vor seiner endgültigen Niederlassung hatten ihn weite Reisen bis an die Ostküste des Stillen Ozeans geführt. Er kannte Land und Leute, von denen er zu seinen Studenten sprach, aus eigener Anschauung und wußte in Peking so gut wie in Tokio Bescheid.

Daher die Wahl dieser ein wenig abgelegenen und altmodischen Villa. Daher seine Abneigung gegen das Häusermeer. Daher auch seine Freude am Althergebrachten, sein Hang an Kleinigkeiten, über die diese moderne Zeit mit Achselzucken hinweg ging. Den Sommer über wollte er ins Grüne schauen, und ein Winter ohne das in seinem Florentiner Marmorkamin lodernde Feuer wäre für ihn gar kein echter und rechter Winter gewesen.

Selbstverständlich lag dieser Kamin im Arbeitszimmer des Professors. Der kunstsinnige Schöpfer der Villa mochte das Modell im „Pitti" oder in den „Uffizien" gesehen haben.

Der Streifen Grunewald, den man am fernen, heute bleigrauen Horizonte vom Arbeitsplatze des Professors aus sah, war silberweiß. Die ganze Nacht hindurch hatte ein heftiges Schneetreiben über Berlin geherrscht, und das Thermometer verzeichnete sechs Grad unter Null.

Da war es schon gut, daß sein altes Faktotum Fritz den hochgefüllten Korb mit den mächtigen Buchenscheiten neben den „Florentinischen" gestellt hatte, und der Professor sparte heute an diesem vorlesungsfreien Vormittage mit dem Heizmaterial nicht.

Denn er liebte diese gemütliche Flamme. Zwar begnügte sie ihn nicht mehr, wie er das wohl in früheren Jahren kühnlich behauptet hatte. Dazu war er wohl schon ein bißchen zu alt geworden. Aber sie wärmte. Und mehr als das! Sie war und blieb etwas Lebendiges, das den Raum mit ihm teilte. Schein und Hitze vermählter sich zu einem ihm für die Arbeit unentbehrlichen Akkord.

Das empfand er auch eben wieder in beglückender Wirklichkeit, als er sich von dem Schreibsessel erhob, um nachzulegen. Professor Banner griff in den Korb und entnahm diesem ein gewichtiges Scheit Holz. Buche, die noch die Rinde trug.

Schon berührte das Holz die Glut, da zögerte er.

Sein Philologenauge hatte eine Entdeckung gemacht: Eine Inschrift. Der Professor schob die goldene Brille auf die Stirn, um besser sehen zu können. Und auf einmal lächelte er. Glücklich wie ein Sekundaner! Seine Lippen murmelten: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein!"

Seine Hand befühlte mit einer ganz seltsamen Zärtlichkeit diesen Knorz.

Eine Umrahmung in Herzform und mitten darin die beiden Buchstaben „H. K." Und dicht darunter! Offenbar von zarterer Hand als diese kräftig ausgefallenen Buchstaben geschnitten „F. L."

Professor Banner brauchte nicht Sinologe zu sein, um diese Hieroglyphen entziffern zu können. „Für das Leben!"

Priesterliche Gepflogenheiten aus dem Fernen Osten fielen ihm ein. Sie traten weniger in sein Bewußtsein. Sie verdichteten vielmehr zu einem Gefühl, das ihm sagte: „Es ist am Ende das Beste, das Scheit mit seinem Geheimnis des Feuers reinigender Glut anzuvertrauen, auf daß eine alte Liebe begraben und vergessen wird."

Aber . . Seine Hand zauderte.

Denn ein altes und längst vergessen geglaubtes Bild stieg da plötzlich aus dem Schoße der Erinnerung auf.

Dreißig und mehr der Jahre waren über dieses Bild der Wirklichkeit dahingegangen. Ein Tag im Mai! In seinen heimatlichen Taunusbergen, und er Student in Heidelberg, der in den Ferien nach Hause gekommen war! Ein Ausflug auf den Feldberg. Hinter Kronberg, dort, wo die Buchenhaine des Althönigs ihren Anfang nahmen, just an der Stelle, wo die Schneise nach dem Fuchstanz abbog. Weiße und graue, kerzengrade Stämme, die des Himmels blauem Dome zustrebten, helles Grün, goldene Sonne, Finkenschlag!

Wie in Andacht versunken, das Scheit noch immer in der Hand haltend, stand Professor Banner vor dem Kamin. Einst und jetzt! Weit über dreißig Jahre! Und was lag nicht alles dazwischen!

Die im Fernen Osten verbrachten Jahre. Der Tod der Eltern. Die Professur in Berlin, die auch ihn trotz allem und allem zum Gewohnheitstier gemacht hatte, fast zum Bürokraten, dessen Stunden ein wenn auch selbst angefertigter Fahrplan maß.

Und doch! Und doch!

Zum Greifen deutlich stand das Bild vor des Professors Seele, das über Zeit und Raum dauernde, durch diesen Klotz Holz wie durch ein Wunder hervor gezaubert.

Zwei Verliebte! Er und Adele, die damals dort an seiner Seite gestanden hatte, als er mit dem Federmesser an dem Buchenstamme gearbeitet, durch dessen Bast noch der Saft des Frühlings schoß. Er und Adele!

Unwillkürlich war ihr Name auf seine Lippen getreten. Und schon öffnete sich die Tür. Sie! Im Morgenrock und ohne Perücke. Besen und Schaufel in der Hand!

Professor Banner schrak zusammen. Adele riß das Fenster weit auf. „Was ist das wieder für eine Luft hier!" krakehlte sie los. „Man erstickt ja! Du mit Deinem scheußlichen Kamin!"

Der Professor hatte das Gefühl, als habe ihm irgendwer einen Eimer voll kalten Wassers über den nackten Rücken gegossen. Er war zu keiner Erwiderung fähig und stotterte nur: „Adele!"

„Warum riefst Du vorhin, Ewald?"

„Ich wollte Dir nur . . ." Noch immer hielt der Professor das Buchenscheit in der Hand.

Frau Adele wischte Staub.

Und da Banner keinen anderen Rat wußte, legte er den Klotz wieder sorgsam in den Korb und gab kleinlaut zu: „Ich glaube, Du hast ganz recht, Adele, es war wirklich reichlich warm hier!"

Und sie: „Wann hätte ich unrecht?"

—o—

Der Skarabäus

Skizze von Arthur Adler-Grebendorf.

Als Glan Davis spät am Abend aus dem Hause seiner Braut in die eigene Junggesellenwohnung in der Nordstraße von London zurückkehrte und das große Bibliothekszimmer betrat, fiel sein erster Blick auf den schwarz umränderten Brief, den der Diener Mason während seiner Abwesenheit auf den Schreibtisch gelegt hatte.

Glan Davis öffnete und las. Es war die Mitteilung der Familie Bethell, daß der Erbe des Lord Westbury und ehemalige Sekretär des Mr. Howard Carter, der Hon. Richard Bethell, im Alter von 46 Jahren aus bester Gesundheit heraus plötzlich durch einen rätselhaften Tod in die Ewigkeit abberufen sei.

„Deshalb!" murmelte Glan und ließ sich leise kam es von seinen Lippen: „Der schwer in seinen Schreibtischsessel fallen. Und neunte!"

Mason trat mit der Frage näher: „Darf auch ich Ihnen meine bescheidenen Glückwünsche zur Verlobung darbringen, Mr. Glan Davis?"

„Ich danke, Mason. Ja, wirklich, herzlichen Dank!" Und dann befahl er, ihm den Arbeitsrock zu bringen, und begegnete dem leise mahnenden Vorwurf, doch lieber ein paar Stunden der Nachtruhe zu widmen, mit den Worten: „Ich darf nicht, Mason, ich muß mein Werk über die Keilschriften zu Ende bringen."

Mason half seinem Herrn in den Rock. Obwohl Glan sich mit Eifer an die Entzifferung der rätselhaften Schriften machte und ein Bild der photographierten Tontafeln nach dem andern hervorholte und prüfte, wurden seine Gedanken zu sehr abgelenkt. Der heutige Festabend, seine Verlobung, die Ehrung durch die Stadt, die ihn, den hervorragenden Gelehrten und Teilnehmer an den berühmten Ausgrabungen Howard Carters, zum Ehrenbürger ernannt hatte, das alles ging ihm noch einmal durch den Kopf. Und dann der Brief, die Todesnachricht von seinem Gefährten Richard Bethell! Jetzt wußte er, warum dieser heute nicht erschienen war.

Plötzlich überkam Glan eine Angst, eine rasende Angst. Eine unsichtbare, geheime Kraft legte sich über seine Glieder, lähmte sein Hirn und bohrte in seinen Adern. Es bedurfte Glans eiserner Energie, um dies würgende Gefühl nieder zu kämpfen, das er früher nie gekannt hatte und das ihn erst seit seiner Rückkehr aus Aegypten verfolgte. Er schrieb es den nervenaufregenden Arbeiten im Grabe Tutankhamons und den nachfolgenden, ebenso schwierigen Keilschriftentzifferungen zu.

„Ich werde bei Gelegenheit einen Arzt fragen müssen," sagte sich Glan. Die bleischwer gewordene Feder entfiel seinen Händen, die kraftlos auf die Platte des Schreibtisches niedersanken. Es war ihm, als käme die geheime magische Kraft aus den Augen des seltsamen Skarabäus, der dort als Briefbeschwerer wie ein großer Käfer auf einem Stoß von Papieren hockte.

Glan versuchte, die Augen zu schließen, aber die Kraft hielt an und zog seine Finger zu dem blauen, faustgroßen Amethyst. Er hob den Käfer von seinem Platze und hielt ihn — zum wievielten Male schon? — in den Fingern. Wie kalt das glasklare Tier sich anfühlte! Der heilige Skarabäus der Aegypter, in dem diese einst den Sonnengott verehrten, der die Sonnenkugel vor sich herrollt wie dieser Mistkäfer das in eine Kugel gelegte Ei.

Wie kunstvoll das Tier nachgebildet war! Eine Meisterhand mußte den blauen Stein geschliffen, die Augen eingesetzt haben, die jetzt im Lampenlicht so tückisch funkelten. Glans Finger fuhren über den glatten Halbedelstein, der nur an der Bauchseite winzig kleine Risse und Vertiefungen trug. Was es wohl damit für eine Bewandtnis haben mochte? Glan kam auf eine Idee: Er nahm eine starke Lupe, hielt den Skarabäus unter das grelle Licht und brachte die Lupe dicht vor die Augen.

Ein freudiger Schreck durchfuhr ihn: Die Risse, die Vertiefungen, das waren — Buchstaben — in Keilschrift!

Und Glan Davis las: „Ich bewache das Herz des Königs. Ich bringe jedem den giftigen Tod."

Mit einem unterdrückten Schrei stürzte Glan Davis zu Boden. —

Als Mason seinen Herrn wieder zum Bewußtsein brachte, war es bereits heller Tag. Glan lag auf dem Ruhebett und starrte gegen die Zimmerdecke. Die ersten Worte, die er an seinen Diener richtete, sprachen den Wunsch aus, More Mitchell zu sehen.

Der Gebetene kam nach kurzer Zeit und ließ sich an Glans Bett nieder. „Ich habe eine Frage an Dich, More. Was weißt Du über geheime Gifte, ihr Alter, ihre Erscheinungsform, ihre Wirkungsweise?"

More Mitchell schüttelte den Kopf. „Nicht viel, Glan, wenn ich auch als Chemiker etwas von der Sache verstehe. Es gibt Gifte, die in winzigen Spuren von Millionstel Grammteilen noch nach tausenden von Jahren wirken, sogar äußerlich, auf der Haut, ohne direkt in die Blutbahn gebracht zu werden."

„Tödlich?"

„Unbedingt tödlich! Das Gift dringt durch die feinsten Poren und setzt sich im Gehirn fest."

„Danke, More."

„Ja, aber was soll das?"

„Ich weiß nun, daß ich sterben muß, More. Du kennst ja meinen Skarabäus. Ich habe ihn vom Herzen des Tutankhamon genommen, wo er unter den Mumienbinden ruhte. Eine herrliche Künstlerarbeit, welche die Bewunderung von sämtlichen zehn Forschern fand. Der Stein ging von Hand zu Hand, Lord Carnavon schenkte ihn mir zum Andenken. Du weißt, der Lord starb zuerst von uns. Gestern ist Hon. Richard Bethell plötzlich verschieden. Er war der neunte. Und diese Nacht habe ich das Geheimnis des Skarabäus gefunden. Er ist vergiftet und hat uns allen den Tod gebracht! Ich bin der Letzte. Und habe den Stein hundertmal in den Händen gehalten."

Als More Mitchell erschüttert ging, erhob sich Glan vom Lager. Er schrieb einen langen Brief an seine Braut, dann nahm er den Herzsiegelstein des toten Königs und schritt langsam hinaus nach der Hafenvorstadt. Gegen ein gutes Entgelt fuhr ihn ein Schiffer weit hinaus in die See. — Langsam öffnete Glan seine Hand und ließ den faustgroßen blauen Kristall in die unendliche Tiefe des Meeres gleiten. Im brechenden Abendlichte blitzten die Skarabäusaugen noch einmal tückisch in boshafter Rache. Dann wendete der Fischer seinen Kahn . . .

Vier Wochen später berichteten die Zeitungen, daß der Gelehrte Hon. Glan Davis, Mitarbeiter an Carters Ausgrabungen und letzter Ueberlebender der Forschungskommission, Ehrenbürger der Stadt London, kurz nach Vollendung seiner umfassenden Keilschriftarbeiten eines plötzlichen, geheimnisvollen Todes gestorben sei.

—o—

Polonaise in A-Dur

Skizze von W. Emil Schröder.

„Ich bitte nochmals um Verzeihung, Herr Attaché — ich mußte Sie unbedingt sprechen. Gestatten Sie: Kriminalkommissar Grothe."

Attaché Düren verneigte sich etwas kühl: „Zu jeder anderen Zeit stünde ich gern zu Ihrer Verfügung, aber mein heutiger Empfang —"

„Deswegen bin ich hier. Heute konzertiert doch bei Ihnen die Pianistin Wanka Skolowa. Sie ist so prächtig wie ihr Spiel. Aber erinnern Sie sich der sechs furchtbaren Attentate des letzten Vierteljahres? An die vielen Toten, die gräßlich Verletzten, die ihnen zum Opfer fielen — nur Wanka Skolowa nicht. Als ob sie jemand warnte — oder sie selbst die Urheberin gewesen wäre."

Düren lächelte schwach: „Wanka Skolowa als — Sie scherzen, Herr Grothe."

„Ihre Zeit wie die meine ist kostbar. Hier sind meine Ausweispapiere von der preußischen Regierung. Und hier fünf Lichtbilder. Alle Lichtbilder sind in einer Versammlung der „Roten Sonne" aufgenommen, einer Gruppe von Fanatikern, die sich an alten anarchistischen Methoden berauscht und Gewalt in modern-raffinierter Form anwendet, ihre Ziele zu erreichen. Die fünf Personen sind Ihnen bekannt, gelt? Die eine Dame — Kammerzofe Ihrer Gattin, die vier Männer als Diener, einer als Gärtner. Der Diener, der mich nach einem Trinkgeld von zwanzig Rubeln einlieh, ist auch unter ihnen."

Düren nickte. „Und diesen Alexander Gemin halte ich für so zuverlässig wie —"

„Er ist der Freund der Wanka Skolowa. Ich schlage Ihnen vor, Sie geben Gemin den Auftrag, mich zur Gesandtschaft zu begleiten. Sechs meiner Beamten werden als Gäste heute abend zugegen sein. Ich darf wohl gehen? Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin!

Aber um Himmelswillen nichts — gar nichts merken lassen!" —

Aufgeregt schritt Attachee Düren in seinem Arbeitszimmer hin und her. Tanz auf dem Vulkan! dachte er bitter. Wo der Gemin nur blieb? In einer Stunde mußten die ersten Gäste kommen. Er klingelte.

Gemin kam herein. „Was darf ich bringen?"

„Bringen Sie mir eine Karaffe Kognak."

„Sehr wohl, gnädiger Herr."

Es dauerte geraume Zeit, ehe Gemin wieder erschien, auf dem Tablett eine Karaffe und — zwei Gläser. Mißmutig fragte Düren: „Sie bleiben ja recht lange!"

„Verzeihung, Herr Attachee, in Ihrem schönen Hause findet man sich nicht so schnell zurecht, wenn man Neuling ist."

Düren stutzte. Der andere fuhr fort: „Ich bin nämlich gar nicht Gemin. Der ist bereits in Gewahrsam. Ich bin — Grothe."

Draußen rollte ein Wagen heran. Grothe sprang auf. „Passen Sie auf, — es ist die Wanka Skolowa. Sie kommt immer eine halbe Stunde früher als die anderen Gäste — und geht als erste fort."

Ehe Grothe die Freitreppe hinunter stieg, ließ er alle Lampen in den hohen Kandelabern aufflammen. Die Freitreppe war in Taghelle getaucht. Grothe eilte auf die hellgraue Limousine zu, die eben in elegantem Schwung die Einfahrtskurve nahm, riß den Schlag auf — stutzte. Der Wagen war leer. Aber vom Führersitz glitt geschmeidig eine schlanke Gestalt in lohweißem Pelz herunter: Wanka Skolowa. Sie tat, als mache sie sich noch an ihrem Wagen zu schaffen, und flüsterte Gemin zu:

„Wo steht der Flügel? Im großen Salon? Gut! Ich spiele als drittes die ‚Polonaise in A-Dur' von Chopin. Sag' den andern Bescheid. Signal: viergestrichenes Fis."

Oben in der Garderobe stutzte Wanka, als ihr das Mädchen freundlich Pelz und Schal abnehmen wollte. Sie flüsterte Grothe zu: „Wo ist Nina?"

Ebenso leise kam es zurück: „Schneidet noch Blumen im Garten."

Laut setzte sie hinzu: „Halten Sie bitte meine Handtasche." Dabei wölbte sie ihre dünnen, schwarzen Augenbrauen so drohend, daß Grothe verstand — hier drohte Gefahr. Das Mädchen nahm Wanka die Garderobe ab; ordnend strich die Künstlerin vor dem hohen Spiegel über ihr seidiges schwarzes Haar, in dem ein wundervoller Silberpfeil mit Brillanten funkelte.

„Darf ich einmal den Flügel sehen?"

Grothe nickte. Er durfte nicht laut sprechen, wollte er sich nicht verraten. Wanka stand wie bewundernd vor dem Flügel in dem langen Saal mit dem spiegelblanken Parkett.

„Gib mir die Tasche — und geh, sag' Bescheid."

Grothe blinzelte verständnisvoll und ging langsam, den Blick einmal auch auf einen der hohen Spiegel gerichtet, in dem er Wanka gut beobachten konnte. Sie nahm etwas aus ihrer Tasche — dem Aussehen nach ein Parfümfläschchen —, setzte sich an den Flügel und ließ die Finger sinnend über die Tasten gleiten. Grothe konnte nicht sehen, wie sie die Taste des viergestrichenen Fis hob, etwas darunter schob — denn die blitzschnellen Bewegungen ihrer Hände wurden durch ihren Oberkörper verdeckt.

Draußen suchte er Attachee Düren auf, der nervös an der Unterlippe nagte: „Nun?"

Grothe zuckte die Achseln: „Abwarten. Gehen Sie hinein, ziehen Sie die Skolowa in ein Gespräch und gehen Sie mit ihr auf zehn Minuten in ein anderes Zimmer. Ich untersuche derweilen den Flügel."

Nach der erlesenen Tafel kündete der Hausherr seinen Gästen als besonderen Genuß das Konzert der Wanka Skolowa an. Sie trat an den Flügel — bewunderndes Raunen ging von Mund zu Mund. War die Frau schön! Spontaner Beifall verebbte. Sie setzte sich, — und vervoll quoll aus den Saiten das schlichte Volkslied „Der Mond scheint hell", perlengleich rannen die Töne der Paraphrase dahin, rührten zu Tränen. Beifall wuchs zum Sturm. Und dann eine Paraphrase über „Wolga". Wie Blei sanken die schweren Akkorde des Kehrreims „Eh njuchnjem" in die Seelen der Lauschenden. Jetzt kam die Polnaise in A-Dur von Chopin. Es prickelte Wanka in den Fingern, jetzt schon hinaufzuklettern zum viergestrichenen Fis, unter dessen Taste der Tod schlummerte, ihn zu wecken, daß er laut gen Himmel aufdonnerte, Menschen und Steine aufsprengend. Nun die letzten Oktavenanläufe. Sie führten bis zum dreigestrichenen „d" — wie ein Blitz zuckte die kleine rechte Hand hinauf zum Fis —, dann stand die Künstlerin wieder in der Brandung des Beifalles mit einem Strauß dunkelprächtiger Rosen, die Düren ihr überreicht:

„Ihr Spiel — einfach fabelhaft. Jeder Akkord eine aufgeblühte Rose. Sie bleiben doch noch?"

Sie sah mit gespieltem Erschrecken auf ihre Armbanduhr: „Ich muß noch unbedingt zur Nachtprobe in die Oper."

Düren ließ nicht locker. Wanka wurde unruhig. Fünf Minuten mußten verstrichen sein. Die Zündung konnte ja auch einmal früher erfolgen. Zum ersten Male kannte sie das Gefühl der Unsicherheit. Endlich — Düren rief Gemin-Grothe heran: „Lassen Sie den Wagen Fräulein Skolowas vorfahren. Ich empfehle mich — bis zum nächsten Konzert."

Innerlich lachte Wanka auf. Das nächste Konzert. Düren würde es wohl nicht mehr erleben.

„Der Wagen ist vorgefahren."

Wanka schrak auf: „Gemin, es ist Zeit zu gehen."

„Ich bin nicht Gemin."

Sie fuhr herum. Auf dem Flur standen schweigend sechs Herren im Abendanzug. Einer trat auf Grothe zu: „Die Höllenmaschine ist untersucht worden. Gut durchdachte Konstruktion! Hochwertiger Sprengstoff mit einer Präzisionszeitzündung."

Wanka stand wie versteinert. „Darf ich um Schal und Pelz bitten? Meine Handtasche —"

Grothe reichte ihr die kostbare, edelsteinbesetzte Tasche: „Sie suchen vergebens, Petronja Gorewitsch. Ich habe den Revolver vorsichtshalber entfernen lassen. Wollen wir nicht die Polnaise fortsetzen zum Polizeiamt? Sie werden dort gute Bekannte finden. Sie sind mir hoffentlich nicht böse, daß ich den Zünder unter der Taste des viergestrichenen Fis entfernte, als Sie mit Herrn Düren ein Viertelstündchen plauderten. Es ist überhaupt nicht nett von Ihnen, Chopin als Mordinstrument zu benutzen —"

Wanka Skolowa sah an ihm vorbei. Sie wußte — das war ihr letztes Konzert . . .

—o—

Ritas Ehe

Skizze von Gräfin Brockdorff.

Die junge Frau schaute gedankenvoll auf das schmale, weiße Blättchen in ihrer Hand. „Rita von Weng, geb. Machons" stand darauf. Seit gestern hieß sie so vor der Welt.

Sie seufzte ein wenig. War diese Heirat vielleicht doch eine Torheit gewesen? Bürden Heinz und sie ihr Kameradschaftsbündnis bereuen? Hoffentlich nicht. Sie kannten sich seit ihren ersten Jugendjahren. Heinz hatte ihre Liebes- und Verlobungsgeschichte, dann den tiefen Schmerz um Wolfs Heldentod miterlebt. Er wußte, daß sie kaum wieder jemand lieben konnte, wußte, wie sie nach Mutters Tode unter der Einsamkeit gelitten.

Sie hatte es damals mit Reisen versucht, aber sie wurde dieser auf die Dauer müde. Die jungen Mädchen, die sie dann ins Haus nahm, heirateten. Da kam ihr eines Tages, als Heinz